

Offener Schreibrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 533. Die Kids hen den anneren Tag komplehnt, dah jehz puttiner Wetehschen inover waze un ich hatt se noch nit das geringste Bergniege gemacht, so was me, auf deitsch fonn rufe deht. Wenn es nit meine Intenzschen war, auch amal an f i e zu dente, dann sollt ich doch wenigstens emol for e Woch oder so mit den Ba us die Stadt fortgehn, dann dehte sie schon dafur ausgude, dah se e gute Zeit hatte. Well, hen ich gedenkt, ich gleich auch nit mit die ganze Famisch fortzugehn un das Haus leer zu lasen. Wenn ich mit den Whilipp fort deht gehn, dann hen die Kids e gute Zeit un wenn ich mit die Kids an e Wetehschen gehn, dann hat der Whilipp, was mei Hossand is, e gute Zeit un die Knefchen, wenn ich an liebtie die gute Zeit moche sollt, is orig hart for e liebende Gattin un Ma zu entscheide gewese. Nach en harte Strodel hat schliehlich die Mutterlieb den Wetehsche davon getrage un ich hen zu die Wuche gefast: „Macht euch reddig morga fruh gehn mer for e Woch un die Farm in die Kontrie.“ Da hatte Se anwer e Bergniege sein konne! Wei die Kids sin puttiner inovergeschonpft for lauter Freud, dah ihre Wetehschen so en schone Weindop hamwe sollt. Der Whilipp, was mei Hossand is, hat ericht an Hamshalber un for Diesensje Sed e wenig gelikt, dann hat er anwer eineweide un am nachste Morgen un ach! Ur sin mer in en Boh, wo mer geheitert gehat hen, in die Kontrie gefahrt. Sehn Se, da is unfern Mischmann, wo uns schon for die langste Zeit unferre Milch formische duht, der hat schon grad das Lewe aus mireraus gebattert, ich sollt doch amal mit die Kids for e paar Wuche zu ihn komme. Er hat mich seine Farm un sei Haus mit so gluhende Worte beschriwe dah ich schaur gedentt hen, der Mann muh wie in e Perredes lewe. Dort sin mer hin. Es hat e lange Zeit genomme, bis mer uns zurecht gefunne hatte, bitahs ich hen nit amal sein Name gewuht un hen gedentt, es war schon lufftsicht wenn ich nach „mein Mischmann“ frage deht. Well, nach die langste Zeit hen mer auch den Blag gefunne. Wenn ich laue Ouhn, dah ich nit die Farm disogestt gewese sin, dann hen ich mich weid aussedruht. Anwer en geschenkt: Gaul guht mer ja nit in den Mund un for den Riesen hen ich auch weiter seine Riemarts gemacht. Der Mischmann is noch nit von seine Pant beimgewese un da hen ich mich mit seine Frau edwoneht gemacht. Ich hen gefast, dah ich mit die Rienercher for e Woch bei sie stehn wollt un wie ich ihr verdubtes Fehs gefehn hen, da hen ich gefast, „off Rohrs deht ich edspette dafur zu bezahle“ un dann hen ich en Schmeil an ihr Fehs nottische konne.

Die Frau, mer hat se Missus Wassermann gerufe, hat gefast, se hatte off Rohrs nit artig viel Blag anwer e Woch deht ja schnell vorbeipasse un da konnt mer auch schon emol en frudede Weg grad sein lasse. Sehat uns dann ins Haus genomme un hat so e schmales Ruhmda aufgemacht, wo se gefast hat, das war unfer Bettruhm. Misher Edithor, ich sin puttiner inovergetompeht wie ich das gehort hen. An den Ruhm da hat e Bett un e Matt gehanne un mer hat also im beste Fall so ebaut mich un zmei Wuche drin unnerbringe konne. Wenn es gar nit hatt amerscher sein konne, hatt sich auch noch einer von die Wuche un n e r das Bett lege konne, das war anwer das Vimmitt. „Missus Wassermann“, hen ich gefast, „das e Sid der Unmoglichkeit.“ „Fort Vitte-Sehts“, hat die Missus Wassermann gefast, „Sie duhn doch an e Farm nit e Bettruhm mit Erdruh for jedes un heisses un talttes Wasser edspette? Mir hen in den Bett schon zu fufft geschlase un hen mer auch e wenig gekrautet ware, hen mer doch e gute Reit Rest gehabt.“ Well, ich hen's den Weg nit sehn konne un schliehlich hen mer e Errechnismant gemacht, dah die Wuche, wo nit in den Bettruhm unnergebracht konnte wer'n, in den Kau-Stall schlofe sollte. Die Frau hat e Parttschen made losse, so dah die Wuche nit direkt mit die Kuh un Kalwer uffgemacht sin worde. Off Rohrs hen se da im Strah lize misse, anwer das hen die Feger grad gelische, ich dehte bitahs es is e Rawwelle zu se gewese. Den Weg is also alles gefast gewese un so geze Mittag is auch

der Mischmann heim komme. Der hat sich artig gefreit un ganz besonnener war er gedelt wie er gehort hat, dah ich for unfer Bohrd bezahle deht. Die Kinder hen for en Drint Milch gefragt un die Landledie hat en Tschahr Milch herbeigebacht wo se sich darn gesterzt hen wie die Mutter-gieher. Ich hen auch en Drint genomme, anwer ich hen nit helse konne, die Milch hat wie Wasser geteht. Ich hen auch gefragt was denn mit die Milch gehappend war un da hat die Frau gefast, das war die Milch wo se immer selbst juhte dehte. Die gute Milch dehte die Kostiernersch kriege nachdem der Kriem abgeschoppit war. Ich hen gefast, dann hatt se doch schaur genug Kriem, anwer sie hat gefast, no, den dehte auch die Kostiernersch kriege. Ich hen dann en Errechnismant gemacht, wobei mir jeden Tag vier Kwart von die beste Milch riefahrt hen kriegt un dafur hen ich jeden Tag Kuch bezahlt. For Dinner hen mer Wier un stehles Brot un Sommerworscht gefast un das hat die Wuche auch nit gefast un for das zu fettele hen ich agriet, dah ich den Misher Wassermann jeden Tag genug Geld mit auf seine Raut gewew wollt, for dah er mich in die Tann einlaufe konnt, was ich an Miet un annerer Jhddehels hamwe wollt. Die Missus Mischmann Wassermann hat gefast, se war artig farrte, se konnt anwer die fehnje Dishes nit for mich toche, bitahs se hatt keine Zeit un da hen ich gefast, das war gut genug, ich war reddig, die Miesls selbst zu toche un wie se gefast hat, dah se dann anwer keine Tschohns hatt, ihre eigene Miesls zu toche, wenn ich den Stohf juhte deht, well, da hen ich auch agriet, dah ich plentie genug toche deht, so dah se mittelse konnte un dah se also gar nit zu toche braucht. Den Weg war jehz alles gefestelt un ich hen jehz schon gefest, dah ich aus die Wetehschen e grohe Rest un Rietrichschen kriege deht. Mit allerhand Achtung Yours Lizzie Hanfstengel.

Frauenart. Der Gatte: „Die Rechnung Deiner Putzmacherin vom letzten Jahre kostet mich wohl wie das Gehalt meiner beiden Buchhalter. Das ist mehr, als ich mir leisten kann.“ Die Gattin: „Nun, dann entlass doch einen davon!“

Ungehört. „Warum seid ihr denn eigentlich auf Eurer Hochzeitsreise durch so schone Gegenden gefahren — viel hinausgeschaut habt ihr doch sicher nicht?“ „Aber die anderen!“

Wint. Diener eines Bantiers, wird von einem Lebemann nach dem Alter der Tochter des Hauses gefragt: „O, ich weih nicht genau, aber unter 200,000 Mark thun sie's jehz nicht!“

Auch ein Standpunkt. A.: „Wie steht es denn mit Deinen acht Töchtern? Hast Du schon eine unter die Haube?“ B.: „Nein, soweit ist es noch nicht, aber man ist eine Stunde vor einer Verlobung sicher.“



E.: „Was, ich soll die schon wieder einen neuen Hut kaufen?“ G.: „Nein — nur das Geld dazu geben.“



Karl: „Wie geht's dir, Franz, bei deinem neuen Weiser? Hast du gutes Eisen da?“ Franz: „Na, alle Woch dreimal Sped mit Kartoffeln.“ Karl: „Das ist doch sehr gut.“ Franz: „Schon, aber den Sped het der Weiser und die Kartoffeln bleiben mir.“

Ein weiblicher Kaspar Hauser.

Der Fall Helga de la Brache, der seit einigen Wochen die schwedischen Gerichte in Stockholm beschäftigt und in seinem ferneren Verlaufe der Welt das Schauspiel entrollen wird, ein halbes Duzend Mitglieder des schwedischen Königshauses auf der Zueinigkeit vereinigen, kann in mancherlei Hinsicht eine nordische Kaspar Hauser-Affäre genannt werden. Die äußeren Umstände des Rechtsstreites sind einfach. Es handelt sich um eine Anzahl fürstlicher Dokumente, prägnant ausgedrückt: um vier Briefe, die im Jahre 1842 von dem Kronprinzen dem späteren König Oskar I., an eine gewisse Frein de la Brache gerichtet sein sollen und aus denen angeht hervorgeht, daß die Genannte eine legitime Tochter des 1809 entronnten letzten Wosafürsten — Gustaf IV. — gewesen sei. Um die Persönlichkeit dieser Helga de la Brache, die im Jahre 1885, nach einem ziemlich abenteuerlichen Leben, in einer südschwedischen Kleinstadt als Stipendiatin einer Stiftung starb, hat sich im Laufe der Jahrzehnte ein förmlicher Legendenkranz gewoben, von dessen Entwirrung sich die rechts-besessenen Parteien bisher vergebens bemüht hatten. Vieles in ihrem Auftreten erinnert an die Erscheinung Kaspar Hausers und anderer berühmter Findlinge, mit denen sie vor allem eine, wenn nicht unüberbrückliche, so doch in diesem zweifelvollemertum gemein hat.

Helga de la Brache — so berichtet die wunderfame Mär — wurde im Jahre 1821, nach einer anderen Version 1819 als jüngste Tochter des erwählten Wosafürstlings und der Königin Friederike, einer babilischen Prinzessin und Schwägerin Kaiser Alexander I. von Rußland, in Süddeutschland geboren. Die Geburt fiel in die gleiche Zeit, als der Land und Heimath beehrte Erlkönig mit der norwegischen Regierung in Verhandlungen betreffs Ueberlassung eines politischen Wfals für sich und seine Familie stand, welchem Ansuchen von Kristiania aus nach langwierigen Erwägungen schließlich ein bestimmtes Nein entgegengesetzt wurde. Auf Umwegen über Rußland, wo der neugeborenen Prinzessin aus dem Privatvermögen des Joren eine Dotation von 3 Millionen Rubeln ausgesetzt worden war, sah sich Gustaf IV. in den Stand gesetzt, seiner Tochter Zutritt zu den Grenzen seines ehemaligen Reiches zu verschaffen, nachdem er sich zuvor dazu bereit gefunden hatte, die Verwaltung der russischen Millionen in die Hände seines königlichen Nachfolgers zu legen. Der Begründer der Bernadotteschen Dynastie nahm sich des Vertrauensnamens mit allem Wohlwollen an, konnte aber nicht verhindern, daß die russische Schenkung von ungetreuen Beamten so schlecht verwaltert wurde, daß das ganze gewaltige Vermögen nach etlichen Jahren spurlos im Sande zerronnen war. Die Kunde hier von drang nach Petersburg und hatte nun zur Folge, daß Nikolai I. bei seinem nächsten Besuche am Kaiserlichen Hof in Stockholm über das Geschehen anstellen ließ und, als diese zu teinem befriedigenden Ergebnisse führten, nochmals einen tiefen Griff in den Beutel that und weitere 3 Millionen zuankufen der schwedischen Prinzessin stiftete. Als Gegengeschenk erhielt er die Zusage eines eiserernen Hafens an der norwegischen Küste, der jedoch erst bei einer späteren günstigen Gelegenheit förmlich abgetreten werden sollte.

Auch über den neuen Millionen waltete ein böser Stern. Anstatt die Rentenentzüge der berechtigten Empfängerin zuzuführen, erklärte man die ganze Stiftung für Krangut, beschlagnahmte sie und verwendete sie wirklich zu fustalischen Zwecken. Erst mit dem bald darauf erfolgenden Tode des Landesherren trat man in dem Schicksal der entrechteten Prinzessin eine Wendung zum Besseren ein. Oskar I., der sich schon als Kronprinz für den Fall höchlich interessiert hatte, gebot eine genaue Untersuchung wegen der konfizierten Dotation und gelobte der Getrübten volle Genugthuung. Auf Grund dieses Verprechens übergab die verarmte Prinzessin dem Könige sämtliche auf ihre Herkunft bezügliche Dokumente und Abschriften, die alsbald dem königlichen Familienarchive einverleibt wurden, dort aber kurz darauf auf unerklärte Weise verschwand. Die dadurch aller äußeren Rechtsmittel beraubte geriet unterdessen in immer größere Besorgnis. Von ihren fürstlichen Angehörigen verlassen, der trafen Roth preisgegeben, mußte sie sich zu niedriger Arbeit bequemen, kam mit den Gesetzen in Konflikt und hauste eine Zeitlang sogar auf der Landstrafe. Nach unendlichen Mühen glückte es ihr zuletzt, in die Nähe der verwitweten Königin Josefine zu gelangen, die ihr nach Anhörung ihrer Leidensgeschichte eine Gnadenrente von 2400 Kronen aussetzte. Aber auch diese färgliche Befindung sollte der Armen nicht lange bleiben. Unter dem Vorwande, die fürstliche Unterstützung unter falschen Vorpiegelungen erschlichen zu haben, wurde sie vor Gericht gestellt, verurteilt und die weitere Rentenanzahlung von Staatswegen gesperrt.

Somit die Geschichte der „Thronerin“ Helga, notabene: so, wie ich ihr Schicksal im Kopfe ihrer Rechtsvertreter und Erbvolmachtigten ausmalt. Neben dieser bestmöglichen auch noch eine andere, minder romantische Lesart, die die sogenannte Exprinzessin als gewöhnliche Hochstaplerin darstellt, als Glücksjägerin, die ihre lüdenhaften Kenntnisse von gewissen Gefehrten innerhalb der bössichen Sphären dazu benutzte, um ihren hochstehenden Zeitgenossen unangenehme Rechtsstreitigkeiten und sich selber die Anwartschaft auf einen von wüster Abenteuerromantik umkränzten, von fürstlicher Leppigkeit verschönten Lebensabend zu verschaffen. Die Umrisse sind hier verschwommener, die inneren Zusammenhänge schwerer zu entwirren, aber einige feststehende Daten lassen sich aus dem Gemebe der Augenbildung doch herausziehen. Zuerst: eine Persönlichkeit des Mannes, um den es sich in der jehz schwebenden Rehabilitierungsklage handelt, hat es wirklich gegeben. Der Name leitet seinen Ursprung von einem hochgestellten reichsgräflichen Geschlechte in deutschen Landen her und bildet eine künstliche Umstellung des Wortes Erbach, womit zugleich gewisse, der Legitimität entbehrende Verwandtschaftsbeziehungen zwischen beiden ausgedrückt werden sollten. Die amourenreiche Geschichte mancher Duodezheftchen hat so in dieser Beziehung nicht wenig verglichen Beispiele aufzuweisen; auch mit der Prinzessinnenwürde hat es halbwegs seine Richtigkeit. Die berechtigte Trägerin des de la Brache-Namens war nämlich eine Nichte der vorerwähnten Königin Friederike, und zwar — wie schon die Namensumstellung andeutet — als Sproh einer Verbindung, die sich im Gothaer Almanach nicht verzeichnen findet. Ueber den weiteren Lebensgang der gescheiterten Dame fliegen nur spärliche Quellen. Das will sagen: die Quellen sind schon vorhanden, aber man hat sich an den zunächst beteiligten Stellen mit erschlichem Eifer befleißigt, ihren Inhalt allen profanen Einbliden zu verschließen. Zweifellos ist es auch, daß die fragliche Helga de la Brache von ihrer hochstehenden Verwandtschaft, beispielsweise dem russischen Kaiserhause offen und insgeheim trügig beschützt wurde und daß nun, als die Genannte gegen das Ende der 30er Jahre urplötzlich aus der deutschen Öffentlichkeit verschwand, erhebliche Anstrengungen gemacht wurden, um sich über ihre ferneren Schicksale auf schwedischem Boden zu vergeistern. Bewiesen ist ferner, daß die russische Regierung von der Identität der deutschen Namensträgerin und der später unter schwedischer Flagge segelnden Klageschleierin fest überzeugt war und ihr deshalb mehrfach materielle Unterstützung auf diplomatischem Wege hat zuzummen lassen. Auch die jahrelang aus der Privatstatulle der Königin Josefine gewährte Unterstützung darf wohl mit als Beweis dafür in Beziehung gebracht werden, daß die schwedische Agnatin imstande war, ihre sogenannten Rechtsforderungen an den höchsten Stellen zum mindesten in glaubhafter Weise zu Gehör zu bringen. Auf der andern Seite liegt es freilich klar zutage, daß manche biographischen und sonstigen Einzelheiten mit dem tatsächlichen historischen Zustande in scharfem Widerspruch stehen. Zumal die Geschichte von den spurlos verschwindenden sechs Millionen Rubeln, die der russische Hof kurz nach den landberberenden napoleonischen Kriegen für einen derartigen Zweck bereitgestellt haben soll, kennzeichnet sich unbedingt als freies Phantasiezeugnis. Auch der angebliche Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen Oskar und der Erblasserin dürfte sich, wenn er überhaupt stattgefunden hat, doch in anderen Formen vollzogen haben, als es die Lage jehz glaubhaft machen will. Wesentlich scheint auch, daß die vermeintliche Helga mit ihren Ansprüchen unkontrollierbarer Weise erst nach dem Tode des vorgenannten Herrschers öffentlich hervorgetreten ist.

Aber gleichviel: der Fall entbehrt nicht eines tieferen psychologischen Interesses. Der dunklen Punkte sind zu viel, die hier noch der Aufklärung harren und der Thatbestand, daß inzwischen von seiten des regierenden Herrscherhauses selber Vorkehrungen getroffen worden sind, die eine gründliche Durchforschung der Stockholm'schen Familienarchive, bezwecken, läßt darauf schließen, daß man auch an der höchsten Stelle den Wunsch hegt, das sonderbare Gemebe von Wahrheit und Dichtung endlich entwirrt zu sehen, das sich um den Namen des mysteriösen Fürstensprohlings schlingt.

Ein Hoffnungsstrahl. Eine torpulente Dame kommt atemlos auf den Bahnsteig gestürzt, und richtig: ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen sich; denn an einem Fenster des toben abfahrenden Zuges taucht ihre Tochter auf und neben ihr der verwegene Entführer. „Durchgebrannt also!“ leuchte die dicke Dame. „Um Gotteswillen, wohin denn, Kind?“ „Nach Brüffel!“ antwortet das Töchterchen in der ersten Bestürzung. „O Du undantbares, gottvergeßenes Kind!“ ruft ihr die Mutter nach, indem sie neben dem abgehenden Zuge herstampft. „So schick mir wenigstens — ein paar — schöne — Spizen!“

Erklärt. „Allo, die häßliche Rosa hat beim letzten Wohlthatigkeitfest die meiste Kasse verkauft?“ „Freilich, die hat nämlich den Herren für jeden Ruß 100 Mark gepumpt!“

Die Gefahr des Fliegens.

Aus Paris wird vom 4. Juli geschrieben: Als der siebente „Zeppelin“ auf den Bäumen des Teutoburger Waldes hing, liehen sich die französischen Flugpionier über die Lehren dieses Unfalls zu unterreden. Sie erbielten in ihm eine erneute Beurteilung der Lenkballons und jedes Systems „leichter als die Luft“. Lauter als je verkündeten sie ihr Dogma, daß nur das „schwerer als die Luft“ im Reich der Lüfte selbstherrlich regieren könnte. Gebt uns die Geldmittel, große Apparate für zehn Personen zu bauen und ihr werdet sehen, was wir leisten. Der Virtuos und Propagandist des Eindeckers ist leider rasch Lügen gestraft worden. Der Todessturz Wackers in Reims hat bewiesen, daß die Flugmaschine so wenig vor meteorologischen Ueberassungen gesichert ist, wie der Lenkballon starren oder unstarren Systems. Noch sind die Ursachen des Unfalls nicht genau ermittelt. Hat Wacker den Motor zu früh oder zu spät abgestellt, ist er in einen Wirbel oder in einen senkrechten Luftstrom geraten? War der Stoff des wiederholt durchdröhnten und getrockneten Apparates brüchig geworden? Der Unfall fall scheint jedenfalls der lehrreichste von allen zu sein, welche die Fliegekunst bisher zu verzeichnen hat. Vielleicht fördert die eingeleitete Unteruchung Lehren für die Zukunft zutage. Vorläufig sieht es aus, als ob das Fliegen mit Aeroplanen eine individuelle Kunst bleiben soll. Ein Lenkballon vermag sich allein zu bewegen, wenn die Schrauben zu wirbeln beginnen. Ein Flugapparat bedarf der helfenden Geschicklichkeit des Lenkers, der mit jedem Sinne und mit jedem Gliede angepaßt arbeitet. Es gehört sogar ein sechster Sinn dazu, der Gleichgewichtssinn, oder doch eine Vereinerung des Gefühlsinnes, ähnlich der Vereinerung des Ortsinnes der Briestauben. Gelingt es, das Gleichgewicht selbstständig herzustellen, dann wird die Aufgabe des Lenkers erleichtert. Aber ein rein mechanisches Verfahren wird damit kaum erreicht sein. Solange die tödlichen Luftströmungen urplötzlich eingreifen können, hängt das Schicksal des Fliegens von seiner Geistesgegenwart, seiner augenbildlichen Entschlußkraft ab. Die kann keine Wissenschaft lehren, dazu gehört ein besonderes Talent wie zum Malen oder zum Kriegsführen. Dieser persönliche Anteil am Fliegen muß jedenfalls erheblich vermindert werden, wenn die Fliegemaschine ein allgemein zugängliches Fahrzeug werden soll. Und dieser technische Fortschritt darf auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Denn bis jehz hat der Aeroplan viel mehr Menschenleben gefordert, als das lenkbare Luftschiff. Das ist immer noch ein Grund, „dem schwerer als die Luft“ nicht so rasch den Vorrang zu geben.

Eines Engländers Hausthür.

Aus London wird geschrieben: Hat wohl schon jemand darauf geachtet, wie die Haustüren den Charakter der Leute widerspiegeln, die sich hinter ihnen verbergen? Zeige mir deine Haustür und ich will dir sagen, wer du bist. Während in Paris und Rom die Häuser der Aristokratie ihre Portale weiträumig, aber absichtlich schmucklos hinstellen, und das Haus so gleichsam vor der neidischen Oeffentlichkeit maskieren wollen, prunkt der Emporkömmling Berlin mit dem „herrschaflichen“ Portal, mit großartiger Einfachheit, womöglich mit Karpatiden als tragenden Pfeilern, selbst wenn nur sehr gewöhnliche Sterbliche dahinter wohnen. Die Sucht nach gut bürgerlicher Behaglichkeit und das Klima hat bei Hollandern und Hansaten die Eigenart des „Windfangs“ hervorgebracht — der doppelten Glastür, die die Luft der Straße und alles, was von dieser kommt, gleichsam in einer Art Vorkraum festhält, damit man es erst genau prüfen kann, ehe man ihm Einlaß gewährt. Die Londoner Haustür ist wie der englische Charakter selbst: fest, gediegen, mißtrauisch nach außen hin, aber voll sauberer Behaglichkeit, wenn sie sich einmal geöffnet hat. Sie hat etwas entschieden Individuelles, etwas, was sich keinem Massengeist unterordnen will, etwas Altväterliches, wenn man will, wie die ganze Londoner Bauart, die eine Millionenstadt aus ein- oder zweistöckigen Häusern zusammenseht, bloß weil sich in ihnen jede Familie nach ihrem Belieben breit machen will. Das Altväterliche prägt sich nun ganz besonders an der Haustür aus. Nur in dem modernen London finden sich sogar immer noch jene die Straßen einengenden Vorprünge mit kleinen Treppen, die zur Haustür hinaufführen und die wir in unseren mittelalterlichen Städten wie Danzig und Hildesheim als interessante Ueberreste bestaunen. Auch die moderne Londoner Haustür scheint in jedem Teil zu sagen: „Neder, der hier eintritt, respektiere zunächst meine Rechte!“ Zunächst zeigt die Haustür fest eine andere Farbe als die Fassade des Hauses: sie sprinzt schon von weitem in die Augen, sie gibt sich als einen wesentlichen, womöglich als den wichtigsten Teil des Gebäudes. Bei besseren Häusern tritt sie fast immer aus der Fassade hervor und ist noch durch einen besonderen Vorbau mit Säulen

decorativ ausgeschmückt. Ja, ihr Schuß erstreckt sich sogar zuweilen bis auf die Straße, indem ein bledernes Schuttdach von der Tür weg über den Vorgarten oder den Hof bis an das Gitterläuft, in Regen bedekten Gang bildend, der bei Regenwetter jeden schüldt, der in dies Haus eintreten will. Von der bunten Farbe der Tür — dunkelgrün, dunkelrot, dunkelblau oder einfach schwarz — heben sich die stets sauber gepuhten hellen Metallteile ab: der mittlere Griff, darüber der messingene Klopfer, dann der Briestasten, allenfalls der Name (aber selten!) auf einem Messingschild. Niemals ist der Briestasten etwa an der Außenseite angeheftet; er liegt immer nach innen; das erliere wäre eine Konzeffion an die Oeffentlichkeit, die man nicht macht. Der Klopfer an den Londoner Haustüren ist berühmt und fällt jedem Fremden auf — wenn das Auge ihn nicht bemerkt, hört ihn doch das Ohr, wenn früh morgens der Briestäger seinen ersten Rundgang macht, und mit einem kurzen, trockenen Tadt! anzeigt, daß er etwas in den Briestasten heft fallen lassen. Der Klopfer an der Hauspforte erstreckt auch noch auf dem Kontinente, aber meist entartet, zu einem decorativen Stück verflümmert, unfähig, seine Funktion noch so tatkräftig-mittelalterlich auszuüben wie im traditionsstolzen England. Nach innen ist die Haustür mit Niegeln wohl verbohrt, und manche von diesen machen den Eindruck, als ob sie noch heute recht gut einer regelrechten Belagerung und den Stößen des „Widders“ standhalten würden. Das „My home is my castle“ ist, wie man sieht, noch immer in Geltung, auch wenn moderne Bauart manches davon abdrödeln mag. Ueberflüssig zu erwähnen, welcher Kultus einer so vollkommenen Haustür gewidmet wird. Ein englisches Dienstmädchen, nachdem es die Treppe vor dem Hause geschweert hat, nunmehr den Klopfer und die Messinggriffe putzen zu sehen, gehört zu den ersten Kulturgenüssen; es ist die Vertilgung nach der Erniedrigung.

Kopfschmerzen und Augengläser.

Kopfschmerz, das sonst keine offenkundige Ursache hat und nicht auf einfache Weise beseitigt werden kann, soll den Verdacht erwecken, daß es von einem Brechungsfehler des Auges herrührt, und zu genauerer Untersuchung Veranlassung geben, auch wenn der Kranke nie an diesen Zusammenhang gedacht hat und behauptet, ausgeglichene Augen zu haben. So heilte der englische Arzt Dr. Wallay Kopfschmerzen durch Verordnen von passenden Augengläsern in Fällen von Kurzsichtigkeit, Ueberichtigkeit und Astigmatismus, wo die Anomalie so gering war, daß sie die Behandlung nicht beeinträchtigte, und zwar in allen Altern und Berufen. Nur in wenigen Fällen hatte er den Eindruck, daß die Augengläser bloß suggestiv wirkten. Die Kopfschmerzen sollen dadurch zustande kommen, daß die Ermüdungsprodukte der Augenmuskeln auf das Gehirn wirken, außerdem kommen Zirkulationsstörungen und Schmerz im Schädel durch Krampf der Gehirngefäße infolge Einwirkung von seiten des Auges zustande. Von den Schmerzen bleiben nur verschont solche, die auf genaues Sehen keinen Wert legen, wie z. B. die in freier Luft Arbeitenden. Von Einfluß auf das Zustandekommen der Kopfschmerzen sind außerdem der allgemeine Gesundheitszustand, das Alter und die Tageszeit (sie treten meist nach Mittag ein) sowie das Maß der Augenanstrengung. Dem Kopfschmerz ist nicht leicht anzusehen, ob es voraussichtlich durch Augengläser beseitigt werden kann. Es schwankt vom leichten Stirndruck bis zu heftigen Schmerzkomplikationen und kann überall seinen Sitz haben. Oft wird es durch Schauen nach sich bewegenden Gegenständen vermehrt.

Dem neuesten Mode-Itas zufolge hat die Farbe des Damenhutes mit der der Rasse der Trägerin übereinzustimmen. Wäre es nicht einfacher und leichter die Farbe des Puders nach der des Huts zu wählen?

Der Ertrag der amerikanischen Landwirtschaft in diesem Jahre wird auf \$9,000,000,000 geschätzt. Das bedeutet hundert Dollars auf den Kopf der Bevölkerung. Wo sind sie? Her damit!

Dr. Cool befindet sich, wie sein Bruder versichert, auf dem Wege der Genesung, will aber seinen Aufenthaltsort noch nicht preisgeben. Wer fragt denn heute überhaupt noch danach?

Wenn der Baumvollenpreis weiter steigen sollte, dann mag sich schließlich die sprichwörtliche baumwollene Weste als Weihnachtsgeschenk zum uner-schwinglichen Luxusgegenstand gestalten.

Wenn du weißt, daß du auf jemand rechnen kannst, sollst du nicht mit ihm rechnen.

Uns selbst zählen wir nie zu den Menschen, in denen wir uns getäuscht haben.